

IMPRESSIONEN AUS DER DICHTERSZENE IN SOFIA

# Gott ist eine Stecknadel

**Abschied vom Pathos der funktionalisierten Literatur: Spielerische Lust und betont private Themen prägen die literarischen Erzeugnisse der jungen bulgarischen Dichtergeneration.**

JOHANNA LIER

Sechs Uhr abends. In den Redaktionsräumen des Literaturmagazins «Krug» findet eine Poesieveranstaltung statt. Vor der Tür die Rakowskistrasse, eine pulsierende Ader. Unzählige Menschen strömen zwischen den Marktständen. Wie Schneepflüge bahnen sich alte Trams durch das Gewimmel. In der Nummer 163 A ist das Magazin «Krug» zu Hause, das 1998 gegründet wurde und dank der finanziellen Unterstützung der Pro Helvetia überlebt. Lesungen auf der Strasse, Bodypainting, Performances mit Chemikalien, Rauminstallationen und Popmusik gehören zum Repertoire. Nachlässig aufgehängte Tücher verdecken einen Bub, der auf einem Synthesizer klimpert. Die jungen Dichter und Dichterinnen lesen Gedichte aus Notizbüchern und von Zetteln. Nur einer rezitiert aus seinem soeben erschienenen Buch.

## VOM PATHOS ZUM SPIEL

Der 23-jährige Petar Petrow wuselt durch die Zweizimmerwohnung und fordert immer wieder jemanden auf, ein Gedicht zu lesen. Er will der Poesie ihren Unterhaltungswert zurückgeben und fügt in seinen Texten literarische Allgemeinplätze in einen ungewohnten Zusammenhang: «Erde / die Himmel / ein wenig Blut / Gott ist eine Stecknadel.» Er verkleinert das in der bulgarischen Poesie übliche Pathos, führt es ad absurdum. Mit der stolzen Geste eines Conférenciers weist er in den Raum, in dem die 31-jährige Rossitza Pironska Papiere auf dem Parkett ausbreitet und ihre Anagramme erklärt. In ihrem ersten Buch kristallisierte sie aus linguistischen Querverbindungen aus dem Englischen und Japanischen das Wort «Tango» heraus, schrieb daraufhin im Rhythmus dieses Tanzes einen Zyklus von Kurzgedichten: «Als ich mich / in glänzenden Erbsen zerstreute / wolltest du Reis bräunen. / Kuckuck/ plätschern / Brennesselwald. / Ein Herbst der süßen Kristalle / rauchte ich / mich aufzuwärmen.» Redaktionschefin Radost Nikolaewa diskutiert derweil aufgeregt mit einem Musiker am Computer. Sie verarbeitet ihre E-Mails zu Texten. Visuelle Poesie, als deren Quelle Nikolaewa das Wort «Schönheit» angibt. Sie spricht keine Fremdsprache, übersetzt deshalb ihre Schönheiten kurzerhand mit dem Altavista-Translator-Programm und sammelt rund um den Globus Material für ihre Gedichte.

## BRUCH MIT DER VERGANGENHEIT

Wer in Sofia dichtet, gehört einem Zirkel an. Sie wetteifern darum, wer am wirkungsvollsten mit der Vergangenheit bricht. Dabei streiten sie nicht nur um Macht und Dominanz im Literaturbetrieb, sondern auch um die «richtige Form». Während die einen formal schockieren wollen, vertreten andere das gepflegte Gedicht. So wollen sich die Autorinnen und Autoren des 1991 gegründeten Magazins «Literary News Papers» aus der Abschottung befreien. Da Bulgarien keine eigene avantgardistische Tradition vorweisen kann, orientiert man sich an Bewegungen aus dem Ausland. Dada, die Futuristen, die Fünfziger in Österreich oder die Popkultur werden genannt. Der Verleger und Dichter Georgiu Gospodinow, geboren 1968, sieht es heute als Aufgabe, die Erinnerung an den historischen Aufbruch im Westen zur Zeit seiner Geburt in sein Land zu tragen. Er beschreibt seine Mitstreiter als gebildet und sozial, aber nicht politisch. Eine Generation, die sich kaum an den Kommunismus erinnert, kein Russisch spricht.

## DER SCHLÜSSEL ZUM AUFBRUCH

Zur Zeit des Befreiungskampfes gegen die türkische Fremdherrschaft im 19. Jahrhundert entstand die neubulgarische Literatur. Die Dichter stellten sich in den Dienst der Heimat, schrieben Balladen, stilisierten den Helden und erhoben das bäuerliche Leben

zur Hauptmetapher ihrer Gedichte. Die Literatur hatte die Funktion, eine bulgarische Identität entstehen zu lassen. Eine Entwicklung, die bis nach dem Zweiten Weltkrieg, dem Beginn der kommunistischen Ära, anhielt. Die Last des schweren Schicksals oder der Verantwortung für die Heimat konnte sich weiterhin durchsetzen, im ersten Fall bei den mit Publikationsverbot belegten AutorInnen, im zweiten Fall bei denen, die im sozialistischen Staat Karriere machten. Vor und nach der Zeit der Wende formierte sich ein dichterischer Widerstand gegen die kommunistischen Verhältnisse und ihre Nachwirkungen, wobei die Betonung des Privaten, Depression und Orientierungslosigkeit dominierten. In dieser Geschichte der funktionalisierten Literatur und ihrer Auflösung sucht sich eine jüngere Generation einen neuen Platz. Der Schlüssel dafür liegt für die 39-jährige Mirela Iwanowa im Spiel. «Die anderen, ach, die anderen, / die dauern bis morgen, bis übermorgen, / sind beiläufig Modelle und Museen, / mit Leibern, ohne Illusionen, / abseits unseres Weges, / zufällig und unkenturiert, / alle sind sie das dritte Eck, / sind die Hölle vor dem Paradies.» So sucht Iwanowa die Distanz zu einer Gefühlswelt, die sie, nach eigenen Worten, dem antiken Drama zuschreiben würde. Hölle und Paradies sind bedeutungsschwere Worte, und solche waren in der bulgarischen Dichtung üblich. Bei Iwanowa sind es nur noch Schattenorte, an denen sie Modelle und Museen ansiedeln kann, beiläufig und zeitlich begrenzt. Ironie ist für Georgiu Gospodinow der Ausweg aus dem Pathos. Inspiriert von einem Beatles-Song schrieb er: «du liegst mit dem Girl / das lag mit seinem Boy / der lag mit dem Girl / das lag mit seinem Boy / der lag mit dem Girl / er legt sich hin. / vereine dich und das Weltall in deinem Bett / das ist vereint / in einem Girl.»

## DER BALKAN-KOMPLEX

Das Museum des Nationaldichters Penco Slavejkow bietet Schutz vor den vom Himmel stürzenden Wassermassen. Hier verdient die Dichterin Mirela Iwanowa ihren Lebensunterhalt als Museumsweichtierin. Im Büro stapeln sich Möbel, Kisten liegen achtlos verstreut herum, das Museum wird gerade umgebaut. Auf dem Sofa sitzen Boiko Lambowski und Jekaterina Jossifowa, kichern und schäkern, sie könnte seine Mutter sein. Er platzt fast vor Energie, trägt der Besucherin folgendes Gedicht vor: «Was sind das nur für Krähen dort am Wege? / Oh, unser Omnibus – er ächzt und wird noch bucklig werden. / Durch die trüben Fenster sehen wir sie reihenweise / wie ungezählte, ungezählte Eisenzähne. / Was sind das nur für Krähen dort am Wege? / Warum spazieren sie umher auf nassen Äckern? / Was brüten sie dort aus im eisig kalten Schnee?» Lambowski, der in Moskau Literatur studierte, Katzen liebt und leidenschaftlicher Fischer ist, wählte die suggestive Form der Kräh und das Symbol der Kräh, um seinem Unbehagen angesichts der unsicheren Situation nach der Wende und den Kriegen auf dem Balkan Ausdruck zu geben. Krähen, Zeichen für Krieg und destruktive Gefühle, sitzen auf den Feldern und warten auf die Leichen. Eine Trauer, die Jekaterina Jossifowa mit dem Begriff «Balkan-Komplex» umschreibt. Bulgarien muss immer beweisen, dass es zu Europa gehört, über eine tausendjährige Kultur verfügt, die immerhin das kyrillische Alphabet hervorbrachte. In dem Bemühen darum würden die Bulgaren durch



WOHNHAUS IN SOFIA: Die Erfinder des Kyrillischen Alphabetes suchen den Anschluss an Europa.

FOTO: KEYSTONE / MLADEN ANTONOV

ihre Mentalität immer das Gegenteil beweisen. Als Hauptproblem nennt sie die ökonomische Abhängigkeit. Aus dieser Spannung heraus, meint Jossifowa, bleibt nur das Schreiben für bessere Zeiten: «Freiheit ist die Entfernung zwischen dem Mörder und dem Opfer.» Malina Tomowa, fünfzigjährig, bringt mit dieser Gedichtzeile das prekäre Lebensgefühl in Sofia auf den Punkt.

## BAUM DER GEBORGENHEIT

Freie Rhythmen, Fragmente aus der frühkindlichen Sprache, die Beschäftigung des Individuums mit seiner persönlichen Situation wurden in der bulgarischen Literatur der neunziger Jahre zu prägenden Motiven. «Ich fragte den Himmel: / Warum bin ich hier? / Er schluckte meine Worte und wartete ...» So Kristin Dimitrowa, deren Gedichte demnächst ins Deutsche übertragen werden. Und Ralitzsa Tschernewa saugt die Filme von Lars von Trier und Quentin Tarantino ein. Sie ist stolz, wenn die Kritik deren Einfluss in ihren Texten erkennt. Es ist keine Beleidigung, wie die «Idioten» zu sein. Es ist eine neue Form von Selbstausdruck. Und sie ist ein Engel. Ein Halleluja. Galina Nikolowa steht am Eingang der Nationalbibliothek, überragt alle an Körpergrösse, ein strahlendes Gesicht. 23 Jahre alt und bereits berühmt, steht die Dichterin für eine neue Generation. Von dem kleinen Städtchen Tervil ist sie aufgebrochen in die grosse Stadt Sofia. Ihr steht die Welt offen, und sie möchte bald weiterreisen nach Amsterdam oder sonst wohin. In Tervil steht eine hundertjährige Eiche, Ort der Geborgenheit und der Sicherheit. «Ich geh durch Verwandtes / wie durch die Zimmer fremder Häuser ...» Und was für Malina Tomowa die «Freiheit», ist für Nikolowa der «Aufbruch»: die Entfernung zwischen der Eiche und der grossen, weiten Welt.

**«Freiheit ist die Entfernung zwischen dem Mörder und dem Opfer»**

kultursatz  
zur woche

Tschau Sepp

PATRIK LANDOLT

Josef Estermann tritt ab. Zwölf Jahre amte er bis vor seiner Wahl im Kulturleben unbekannt als Sozialdemokrat, der 1990 überraschend zum Stadtpräsidenten gewählt wurde, als Kulturminister der grössten Schweizer Stadt. Zwölf Jahre lang hielt er kluge Reden, repräsentierte an der Limmat kultiviert, wenn auch etwas steif, die Kultur. Was hat Estermann in den zwölf Jahren für die Kultur gemacht? Was hat Bestand?

Die neunziger Jahre waren Jahre der wirtschaftlichen Rezession. Arbeitslosigkeit, soziale Probleme und eine erstarkte populistische Rechte verschärften das Klima. Unter der leitenden Hand des Stadtpräsidenten fand die offizielle Politik zur so genannten «politischen Koalition der Vernunft» zwischen der SP und aufgeklärteren Bürgerlichen aus FDP und CVP. Diese Koalition paukte die Sparprogramme durch, formulierte Kompromisse in der Drogen- und Verkehrspolitik und deblockierte die Revision der Bau- und Zonenordnung. Die SP nahm dabei auch einen schleichenden Sozialabbau in Kauf.

Auch in der städtischen Kulturpolitik war die Sparpolitik die prägende Kraft. Estermann legte Sparpaket um Sparpaket vor, strich das Jazzfestival, die Junifestwochen. Um das städtische Kulturbudget zu entlasten, erreichte er die Beteiligung des Kantons an den Kulturausgaben. Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache: Gab 1990 die Stadt Zürich 95 Millionen für Kultur aus, so waren es im Jahr

**Die Kultur wurde in der Ära Estermann ärmer.**

2000 noch 41 Millionen (netto). Insgesamt verringerte sich der gesamte Kulturaufwand (brutto: inklusive Zahlungen des Kantons, Sponsoren) von 134 Millionen auf 90 Millionen. Die Kultur ist also zwischen 1990 und 2000 um gut 40 Millionen ärmer geworden. Als im Jahre 2001 nach der wirtschaftlichen Erholung die Stadtkasse wieder etwas praller wurde, bewilligte der Gemeinderat eine Erhöhung des Kulturkredits um 7 Millionen. Nutzniesser waren die grossen Kulturhäuser. Die Rote Fabrik und die freien Initiativen gingen leer aus. Die Ärmsten der Kultur wurden in der Ära Estermann noch ärmer.

Estermann wusste von Anfang an um den kleinen Handlungsspielraum neben dem bürgerlich dominierten Gemeinderat. Nach der verlorenen Abstimmung ums Kulturzentrum Kanzlei zu Beginn seiner Amtszeit war klar, woher der Wind weht. Engagiert verteidigte der Kulturminister im Gemeinderat die Kultur gegen die ritualisierten Streichungsanträge der SVP. Er setzte mehr auf Integrität denn auf kulturelle Innovation und demonstrierte mit symbolischen Aktionen – etwa den Kulturpreisen an die Jazzpianistin Irène Schweizer oder an die Künstlerin Pipilotti Rist – Offenheit. Wie jedoch Josef Estermann mit einem Begnadigungsgesuch an Bill Clinton für den Rohstoffhändler Marc Rich oder mit seinem Willkommensgruss an den Kunsthändler Friedrich-Christian Flick gerade seine Integrität aufs Spiel setzte, hat eine tragische Komponente.

Estermanns neunziger Jahre waren in Zürich keine grossen Jahre für die Kultur. Als die herausragende Innovation wird das Kulturzentrum Schiffbau in die Annalen eingehen. Aber auch hier wirkte Estermann widersprüchlich. Einerseits verteidigte er – wiederum gegen die SVP – die Ausgaben fürs Schauspielhaus, andererseits drohte Estermann mit der Beendigung der Ära Marthaler, falls nicht «das Ruder noch in dieser Saison herumgeworfen werden könne und sein Theater auch Anklang finde». Als er dann – immerhin nach zwölf Jahren Stadtpräsidium – die Ausgaben fürs Schauspielhaus damit rechtfertigte, Zürich gebe für Kultur vergleichsweise weit weniger Geld aus als alle anderen Städte, verstrickte er sich in der Logik seiner SVP-Kulturfeinde. Zürich das Schlusslicht in der Kulturförderung: Wahrlich kein grosser Leistungsausweis.